Mohammedanismus und Christentum

im

Kampfe um die Negerländer Afrikas.

Von

A. Merensky,
Missions-Superintendent.

(Separatabdruck aus der Missions-Zeitschrift von D. Warneck.)

Berlin NO. 43.
Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft.
Friedenstraße 9.

Preis 20 Pfennig.

Mohammedanismus und Christentum

im

Kampfe um die Negerländer Afrikas.

Von

A. Merensky,
Missions-Superintendent.

(Separatabdruck aus der Missions-Zeitschrift von D. Warneck.)

Berlin NO. 43.
Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft.

Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Columbia University Libraries

https://archive.org/details/mohammedanismusu00mere

Die Aufmerksamkeit der christlichen Welt ist in unseren Tagen ganz besonders auf Afrika und seine Völkerwelt gerichtet, und das mit Recht; denn Afrika bietet jetzt nicht etwa nur gewöhnlicher Neugierde Neues, etwa Berichte dieses oder jenes abenteuernden Reisenden, sondern es birgt in seinem Schoße weltbewegende Fragen, welche unsere Teilnahme im höchsten Maße verdienen.

Abgeschlossen von den Kulturvölkern haben die afrikanischen Völker an der Kulturbewegung der Welt nicht teilnehmen können, und nachdem höher stehende Völker endlich die Wege zu ihnen gefunden, haben diese unter ihnen mit Mord und Brand gewütet. Von Norden her drangen in dieser Weise die Mohammedaner vor, und seit Jahrhunderten haben dann Christen an den Küsten und von den Küsten aus sie untertreten. Trotzdem nun endlich die Europäer erkannt haben, daß die Afrikaner zu Besserem berufen sind, als dazu, einem elenden Sklavenlose zu verfallen, trotzdem jetzt endlich nicht nur die christliche Mission an der Hebung der afrikanischen Völker arbeitet, sondern auch der von Christen geführte Handel und die von ihnen ausgehende Kolonisation sich bemüht, den Anforderungen der Menschlichkeit gerecht zu werden, und man von dem Zusammenwirken dieser Kräfte Gutes für die Entwicklung der Afrikaner hoffen kann, droht Afrika von der anderen Seite aufs neue ernsteste Gefahr. Der alte Erbfeind christlichen Glaubens und christlicher Kultur, der Islam, der aus Europa schon fast verdrängt ist und aus seinen alten Stellungen am Mittelmeere mehr und mehr vor christlichen Einflüssen sich zurückziehen muß, während in Asien seine freie Entwicklung und Ausbreitung gehemmt erscheint, erhebt in Afrika sein Haupt aufs neue, breitet sich hier mit seiner alten Waffe, dem Schwerte, aus und will sich seine Beute nicht entreißen lassen. Um Afrika ist zwischen dem Mohammedanismus und dem Christentum ein Kampf entbrannt vom Nil bis zum Senegal, vom Kongo bis zur Ostküste, der von der höchsten weltgeschichtlichen Bedeutung ist.

Tief muß man es beklagen, daß es dem Christentum nicht gelungen ist, die Völker des innern Afrika zu erreichen, ehe der Islam die Wege

verlegte, die dorthin führen. Der Siegeslauf, in dem der christliche Glaube während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung den ganzen Nordrand Afrikas eroberte, berechtigte zu den besten Hoffnungen. Nicht nur war Ägypten um 400 nach Christus ein christliches Land geworden, in welchem die theologischen Wissenschaften blühten, sondern das Christentum hatte sich von hier aus auch bis zum Kap Gardafui verbreitet. Das afrikanische Alpenland an den Quellen des blauen Nil, Abessinien, hatte das Christentum angenommen, und die heilige Schrift war in die abessinische Gheez-Sprache übersetzt worden. Ja es drang noch tiefer in die dem Äquator näher liegenden Gebiete ein, wie Spuren beweisen, die man noch heute in den Landschaften Susa und Kaffa findet. Selbst Kordofan und Darfur wurden christianisiert. In jenen Zeiten waren auch die Länder am Nordrande Afrikas im wesentlichen christliche Länder. in denen es vor der Zeit der mohammedanischen Herrschaft 750 Bistümer gab. Die Namen der Kirchenväter Tertullian, Cyprian, Augustinus lassen es uns nicht vergessen, daß hier, wo der Islam später jede Spur des Christentums verwischte, einst christliches Leben und christliche Gelehrsamkeit blühten. Selbst die Berberstämme nahmen damals den Christenglauben an; noch heute findet sich bei einigen Stämmen das Wort „Messia", jetzt als Bezeichnung Gottes gebraucht, und das Christentum drang von hier aus bis an die Grenze der Negervölker vor. In Timbuktu zeigt man Steinbauten, die aus einer christlichen Zeit stammen sollen, ja selbst das Land Moßi am mittleren Niger wird von den Portugiesen des 15. Jahrhunderts als ein Land bezeichnet, in dem christliche Einflüsse und Ceremonien noch Geltung hatten. Vermutete man doch damals in Portugal, daß hier das vielgesuchte Reich des fabelhaften Priester Johannes gefunden sei.[1]) Auch fand man an der Guineaküste, in der Nähe von Kamerun, kupferne Kreuze, die Häuptlinge als hoch geachteten Schmuck trugen, von denen die Sage ging, daß man bei jeder Thronbesteigung sie aus einem weit entfernten Lande, vielleicht ist Darfur gemeint, durch Gesandte holen lasse. Doch das sind schwache Spuren davon, daß etwas christlich gefärbter Aberglaube auch unter Negerstämmen Eingang gefunden hatte. Das Christentum selbst hat sich in Afrika, ehe der Islam dort erobernd auftrat, wohl unter den dort wohnenden semitischen und hamitischen, vielleicht auch unter einigen nilotischen Stämmen verbreitet, aber zu den Negern ist es in reinerer Gestalt niemals vorgedrungen.

---

[1]) Siehe H. Barth, Reisen IV, 621.

Der durch Lehrstreitigkeiten, Bilderdienst und Werkheiligkeit veräußerlichten und erstorbenen afrikanischen Kirche trat der Islam in der feurigen Jugendkraft seines Fanatismus entgegen. Schnell genug gelang es den Arabern, die nördlichen Länder Afrikas zu erobern. Sie waren hier in ihrem eigensten Gebiet, Land und Klima waren dem ihrer Heimat ähnlich. Von Ägypten ausgehend, welches schon acht Jahre nach dem Tode Mohammeds durch Omar erobert wurde, verbreitet sich die Herrschaft der Araber in weniger als hundert Jahren über ganz Nordafrika. Auch die Wüstenbewohner, die Tuaregs, nehmen den Islam an und werden von seinen Bekennern triumphierend „Verleugner des Glaubens" genannt. Im vierten Jahrhundert der Hedschra, also um das Jahr 1000, finden wir schon am Südrande der Sahara mohammedanische Kalifate. Westlich vom Tsad-See entstehen die Reiche Bornu und Sonrhai, während die östlich vom Tsad gelegenen Gebiete Darfur, Wadai, Baghirmi, erst später dem Islam unterworfen werden. Indes gelang es diesen Reichen nicht, dem neuen Glauben in weiter Ausdehnung unter den Negervölkern Eingang zu verschaffen. Erst mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts, also zu der Zeit, da Napoleons Faust die Staatenbildungen des alten Europas zerschlug oder ängstete, beginnt hier das epochemachende Auftreten der Fulbe oder Fellata.

Dieser merkwürdige Stamm ist der Hauptträger des Mohammedanismus in den Negerländern geworden. Er gehört nicht den eigentlichen Negerstämmen an, sondern scheint den Somalistämmen nahe verwandt zu sein. Indessen haben die Fulbe mit Negern sich vielfach vermischt, die am Senegal wohnenden sind hellfarben und haben den ursprünglichen Typus des Volkes am besten bewahrt, während die weiter östlich in der Gegend des Tsad-See sitzenden eine dunkle Färbung zeigen. Einem Scheich Osman gelang es, unter ihnen eine religiöse Bewegung hervorzurufen und sie für Reinigung des Glaubens zu begeistern. Von ihm fanatisiert, griffen sie zu den Waffen und unterwarfen sich die umliegenden Heidenländer in entsetzlich verwüstenden Kriegen. Bei seinem Tode teilte Scheich Osman das Reich unter seine Söhne, wodurch die Reiche Gando und Sokoto entstanden. Seither haben die Fulbe ihre Eroberungszüge nach Westen, wo sie 1850 am Senegal das Reich der Toucouleurs gründeten, und nigerabwärts, wie den Benue aufwärts ausgedehnt. Das von ihnen hier unterworfene Land Adamaua liegt zum Teil in der deutschen Interessen-Sphäre, ja im Jahre 1848 haben berittene Fulbescharen bei Kamerun bereits das Meer erreicht.

Überall wo dieses merkwürdige Volk ein Land einnimmt, wird es

seßhaft und gründet Kolonien von Ackerbauern. In dieser Art des Vordringens hat es ein Vorbild an dem einstigen Eingreifen der christlichen Deutschen in die Geschicke der heidnischen Wendenländer und ein Gegenbild an dem Vorgehen der Kap-Buren im Süden. Nur daß der Fanatismus der Fulbe heißblütiger ist als der dieses zum großen Teil aus Niederdeutschen bestehenden südafrikanischen christlichen Kolonialvolkes.

Wie bedrohlich selbst an der äußersten westlichen Küste Afrikas das Vordringen des Islam sich gestaltet, ist den Europäern neuerdings klar genug zum Bewußtsein gekommen, da hier ein mohammedanisches Reich unter Almani Samari in den achtziger Jahren entstand, welches den westafrikanischen Kolonialbesitz Frankreichs und Englands bedroht. Schon sind hier zwei der tüchtigsten und begabtesten Negervölker, die Djolofs und die Mandingos, zum großen Teil dem Islam verfallen. Schon ist er überall an die Grenze der uns bekannten Küstengebiete vorgerückt, an die Grenze Liberias, des Aschantilandes, des Togogebiets, Dahomeys, während er am Nigerdelta das Meer erreicht hat. Und im Hinterlande von Kamerun dringen seine fanatisierten Anhänger Jahr für Jahr aufs neue gegen die noch unabhängigen Negerstämme vor.

Die Küstenstämme widerstehen ihm, weil sie den Zwischenhandel nicht aus ihren Händen geben wollen, und im Innern halten sich in den Gebirgen noch überall kleinere oder größere Völkerschaften, während sein Vordringen nach dem Kongo-Becken dadurch erschwert wird, daß die afrikanische Tropenwelt, wo sie den Charakter der Wüste verliert, dem Pferde Verderben bringt. Aber dennoch müssen wir zugestehen, daß das ganze Nigergebiet, sowie die Gegenden am oberen Nil in Gefahr stehen, in nicht zu langer Zeit eine Beute der mohammedanischen Eroberer zu werden.

Wenden wir unseren Blick dem Osten zu, so zeigt sich hier ein beständiges Vordringen neuer vom Islam begeisterter Scharen aus Arabien, der Völkerquelle. Ali, der Schwiegersohn Mohammeds, und nach ihm andere Schismatiker sind von hier aus hinübergezogen nach den afrikanischen Küsten, haben das Somaliland kolonisiert, das Christentum der Küstenplätze vernichtet, aus den Eingebornen fanatische Anhänger ihres Glaubens gemacht und diesen in dem Innern nach Vermögen ausgebreitet. In diesen Ländern aber trotzte der Sturmflut das christliche Abessinien. Wenn auch das Christentum dieses Landes verknöchert, entgeistigt und mit heidnischen wie jüdischen Unsitten, durchsetzt erscheint, so müssen wir doch für die göttliche Fügung dankbar sein, daß diese Felsenburg nicht in des Feindes Hände fiel. Freilich hat noch in unserer Zeit

der Islam Grenzvölker dieses Landes gewonnen; die von hier südlich wohnenden Galla erliegen seinem Einfluß mehr und mehr. Aber noch finden sich hier Spuren des Christentumes in Gebieten, die wir gewohnt sind als heidnische oder mohammedanische anzusehen. In der Landschaft Kaffa fanden italienische Reisende (Dr. Chiarini und Gonia) runde Kirchlein, deren Spitze ein aus Straußeneiern gebildetes Kreuz krönte, und ein Wächter oder Priester rief dem Fremdling zu: „Küsse die Schwelle, dies Haus ist dem heiligen Immanuel geweiht." Und noch weiter südlich zeigte man Stätten früherer Kirchlein und sagte, daß solche Stätten den Namen Golgatha trügen. Doch hat an dem südlich gelegenen Teil der Ostküste in früheren Jahrhunderten der Islam darauf verzichtet, sich in das Innere auszudehnen, obwohl der Verkehr Arabiens mit diesen Küsten von grauer Vorzeit her datiert. Hat man doch mit höchster Wahrscheinlichkeit das salomonische Ophir im Innern des Sofalalandes zu suchen, und wird uns doch später in der ptolemäischen Zeit viel von den Handelsverbindungen berichtet, die von Ägypten und Arabien aus nach dem fernen Süden unterhalten wurden.

Erst um das Jahr 1000, also zur selben Zeit, da am Tsad-See das Reich Bornu erstand, finden wir in dem südlichen Teil der ostafrikanischen Küste das Sultanat Kiloa, und diese Stadt gelangte zu so hoher Blüte, daß sie einst 300 Moscheen aufzuweisen hatte, und wie Kiloa die Königin des Südens war, so war Mukdischa, nördlich von Mombas gelegen, die Königin des Nordens. Ihre Ruinen zeugen noch heute von ihrer einstigen Pracht. Andere Häfen waren von minder wichtigen Städten besetzt. Es befremdet, daß die Araber in jenen Jahrhunderten nicht größere Reiche im Innern von Ostafrika gegründet haben, denn immer neue Einwanderer strömten von Arabien herbei. Mag auch der kriegerische Sinn der Eingebornen Erfolge nach dieser Seite hin vereitelt haben, so ist wohl die Ursache für diese Erscheinung vornehmlich in dem Umstand zu suchen, daß damals Sklaven, Elfenbein, selbst Gold in reichster Menge hier schon an der Küste eingetauscht werden konnten, daß also die fremden Händler abenteuerliche Züge in das Innere nicht zu unternehmen brauchten, um in den Besitz dieser begehrten Reichtümer zu gelangen. Die meisten kehrten wohl früher oder später nach ihrem alten Heimatland zurück.

Später erscheinen hier die portugiesischen Flotten, wodurch die Küstenplätze in Besitz der christlichen Macht kamen und damit dem weiteren Umsichgreifen der mohammedanischen Macht zeitweilig hier ein Ziel gesetzt wurde. Freilich hatte auch die portugiesische Herrschaft nirgends festen

Bestand. Im Süden dringen bald die wilden menschenfressenden Wasimbavölker auf sie ein, und um die nördlichen Plätze müssen die Christen jahrhundertelang mit den Wikingern des Ostens, den Ohmajiden von Maskat, kämpfen. So finden wir endlich um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Herrschaft über den wichtigsten Teil der Ostküste in den Händen der Herrscherfamilie Abu Saidi von Maskat, welche 1840 in Sansibar sich einen festen Stützpunkt schafft und von hier aus die Herrscherfamilien von Pata und die Mßara von Mombas unterwirft.

Damit war der Zeitpunkt für den Islam gekommen, sich in das Innere auszudehnen. Bald finden wir die Karawanenstraßen belebt, die nach den Seen führen. Schritt für Schritt erobern die arabischen Sklavenhändler Terrain. Sansibar ist zum Weltmarkt geworden, wo Englands, Amerikas und Indiens Waren stets Absatz finden, wohin aus dem Innern Elfenbein in Menge und Sklaven in größten Scharen alljährlich zu Markte kommen. Von 1862 bis 1867 wurden von hier, also in fünf Jahren, 100 000 Sklaven ausgeführt.

Als Händler ziehen die Araber in das Innere, geleitet von bewaffneten Sklavenhaufen, an fruchtbaren Orten lassen sie sich nieder, durch Sklavenkauf und Sklavenraub vermehren sie die Zahl ihrer Kriegsgesellen, durch Kriege erweitern sie ihren jeweiligen Machtbereich. So werden aus Sklavenhändlern Sklavenkönige vom Schlage Tippu-Tips und seines Sohnes Sefu, und dem neuerdings oft genannten Rumalisa am Tanganyika-See. Bald ist in Tabora ein Centrum arabischer Macht geschaffen. Gegen Ende der sechziger Jahre sind die besten Stellungen am Tanganyika in ihren Händen. Nyangwe am Kongo wird 1870 von ihnen erreicht, und von den besetzten Centren aus drängen sie bald den Kongo abwärts, suchen Fühlung mit den von Ägypten aus vordringenden Glaubensgenossen und dringen vom Nyaßa und dem Südende des Tanganyika unaufhaltsam west- und südwestwärts vor. Entsetzlich sind die Greuel, die dieses Vorschreiten des Islam in den genannten Gebieten begleitet haben. Erinnert sei nur an das, was Livingstone in Nyangwe erlebte, wo die Araber plötzlich die Volksmenge überfielen, die im guten Vertrauen dort zum Markt zusammengekommen war, und die wehrlosen Leute niedermetzelten oder zu Gefangenen machten. Erinnert sei nur daran, daß Stanley am Kongo in einem arabischen Lager 2300 gefangene Weiber und Kinder fand und berichtet, daß 118 Dörfer mit der gesamten männlichen Bevölkerung vernichtet worden waren, um diese Anzahl von Gefangenen zu machen. Erinnert sei daran, daß Wißmann erzählt, wie er bei seiner ersten Durchquerung Afrikas die Baßonge kennen lernte, ein

ackerbauendes Volk, welches in hübschen Dörfern inmitten prächtiger Bananenpflanzungen wohnte, und wie er bei seiner zweiten Reise dort nichts mehr fand als Trümmerstätten in einem verwüsteten Lande. Die Greuel, die an den halbverschmachtenden Gefangenen auf dem Wege nach der Küste verübt werden, kommen hinzu, und es entsteht ein Bild von Blut, Jammer und Elend, das sich überall und immer wiederholt, welches Livingstone zu dem Seufzer veranlaßte: „Ich rufe Gottes Segen auf jeden herab, der mit dazu beiträgt, diese offene Wunde der Menschheit zu heilen!"

Volle acht Jahrhunderte ist der Islam in seinem Vordringen in Afrika, in seinen Angriffen auf die afrikanische Völkerwelt durch kein Eingreifen irgend einer europäischen Macht gehemmt worden. Erst während des 15. Jahrhunderts erscheinen endlich an der West- und Ostküste Afrikas christliche portugiesische Flotten.

Es war höchste Zeit, daß dies geschah. Die verbesserte Schiffahrt leitete soeben einen erhöhten Verkehr der Ostküste Afrikas mit Asien ein, und 1527 war Abessinien thatsächlich in Gewalt der Mohammedaner. Ein Verwandter des Vasco da Gama, Christoph da Gama, aber landete mit 400 Portugiesen in dem jetzt viel genannten Hafen von Massaua, er selbst fiel im Kampfe, aber seine Leute rächten ihres Führers Tod und vertrieben die Mohammedaner aus dem Lande. Auch an der Ostküste wurde die Macht des Islam zeitweilig gebrochen. Freilich zeitweilig nur. Portugal zeigte sich unfähig, die ihm hier gestellte große Aufgabe zu erfüllen. Es fehlte ihm die sittliche Kraft dazu. Bestechlichkeit, Untreue und Ausschweifung herrschten bei vornehm und gering. Gegen die Mauren, wie man auch hier die Araber nannte, verfuhr man grausam und verräterisch, aber auch die Eingebornen machte man sich nicht zu Freunden. Der Sklavenhandel, den Portugal dort erst recht zur Blüte brachte, erwies sich auch hier wieder als ein Fluch für die, so ihn betreiben. Schon im vorigen Jahrhundert ist hier Macht und Einfluß Portugals geschwunden; nur an einzelnen Punkten wehte seine Flagge noch über einem vereinsamten Fort.

Eine neue Ära des Eingreifens christlicher Mächte in die Geschicke Afrikas bricht mit dem Feldzuge Napoleons nach Ägypten, mit der Schlacht bei den Pyramiden an. Bald weigern sich die christlichen Mächte, den Raubstaaten Nordafrikas noch länger Tribut zu zahlen und endlich wird besonders durch Frankreichs Eingreifen in Algier ihre Macht gebrochen. Im Interesse des Christentums und im Interesse auch der Negervölker Afrikas muß man es wünschen, daß Marokko an Spanien,

Tripolis an Italien kommen, und Algier, Tunis und Ägypten in französischen und englischen Händen bleiben mögen. Im letztgenannten Lande hat die Eröffnung des Suez-Kanals dazu dienen müssen, daß die politische Macht hier und auch weiter im roten Meere in christliche Hände kam. Diese Kämpfe der Europäer in Nordafrika haben viele Kräfte des Islam beschäftigt, die sonst frei gewesen wären und mitgewirkt hätten im Kampfe gegen die Eingeborenen des Innern, und besonders ist die sittliche Wirkung der Thatsache nicht hoch genug zu veranschlagen, daß die Christen nun im Norden von den Wüsten eine drohende Machtstellung eingenommen haben. Hat doch der fanatisierte Islam unter dem Mahdi in seinem Vordrängen nilabwärts eine sich vom Innern Afrikas zurückziehende Bewegung einschlagen müssen. Welche Macht des Fanatismus hat sich hier bei Chartum, bei Wadi-Halfa, bei Suakim, bei Kassala, und neuerdings bei Argodat in den Kämpfen gegen die Engländer und Italiener ausgetobt und den Kopf zerschellt im Ansturm gegen europäisch geschulte Truppen!

Auch an den Quellen des Nils ist England in Uganda die Aufgabe zugefallen, der Weiterentwicklung der arabisch politischen Macht entgegenzutreten. Bei der Spaltung des christlichen Teils der Waganda in eine römische und protestantische Partei wäre dies Land schon jetzt eine Beute der Mohammedaner, die auch ihrerseits einen Teil der Bevölkerung gewonnen haben, wenn nicht englische Führung, englische Waffen und eine kleine Anzahl farbiger in englischen Diensten stehender Soldaten den christlichen Parteien Halt und Siegesmut gegeben hätten.

Auch an der Westküste deckt die englische Flagge einige Küstenstriche, Sierra Leone und die Goldküste, sowie den unteren Niger, während Frankreich am Senegal und oberen Niger durch das Vordringen der Mohammedaner in diesen Gebieten gezwungen wurde, mit Aufwand von vielem militärischen Geschick sein Gebiet Jahr für Jahr nicht zu verteidigen, sondern zu vergrößern. Die Vorpostengefechte zwischen der christlichen Kolonialmacht und den mohammedanischen Völkerschaften nehmen hier kein Ende, und die eben erfolgte Einnahme von Timbuktu wird nur ein Signal zu neuen Kämpfen sein.

Von besonderer Bedeutung für das Geschick der Negerstämme Innerafrikas ist aber die Gründung des Kongostaates. Providentiell war die Entdeckung des oberen Kongo durch Livingstone, die seines unteren Laufs durch Stanley. Providentiell war der Umstand, daß ein edler Fürst, der König der Belgier, die Protektion und Fundierung des fremdartigen Unternehmens mit fürstlicher Freigebigkeit übernahm. Wenn diese Er-

eignisse nicht eingetreten wären, so hätten die Araber auch diese nächst dem Nil wichtigste Wasserstraße Afrikas heute in ihrer Gewalt, und hätten damit eine Stellung gewonnen, die nahezu unangreifbar war. Die heißen Kämpfe des Kongostaats, an den Stanleyfällen und um Nyangwe mit den bekannten arabischen Sklavenkönigen haben bereits jahrelang gedauert. Es scheint aber, daß die drohende Gefahr hier überwunden ist. Und auch nach dem Nil sind die Belgier vom Kongo aus vorgedrungen. Die Expedition v. Kerkhovens, jetzt seines Nachfolgers Baert, hat allen Schwierigkeiten zum Trotz eine Vorpostenstellung gegen die südlichsten Posten des Mahdi geschaffen.

Zuletzt ist Deutschland in die Reihe der Mächte eingetreten, die berufen sind, ihren Schild über die bedrohten Eingebornen Afrikas zu decken. Unsere Stellung in Kamerun ist gerade in dieser Hinsicht von hoher Bedeutung. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu zeigen, daß das hier von uns beanspruchte Hinterland sich wie ein Keil hineinschiebt zwischen die mohammedanischen Sultanate und die von ihnen gehetzten Negerstämme. Von ganz besonderer Bedeutung aber ist es, daß die Ostküste infolge des Vorgehens unseres Vaterlandes nun vollständig unter dem Einfluß christlicher Mächte steht. Die Küste des Somalilandes beansprucht Italien, die des Gallalandes England, das auch Wacht zu halten hat an dem über Mombas in das Innere führenden Handelswege, wie es auch zum Krankenwärter oder Aufseher des Sultans von Sansibar gesetzt ist. Die wichtigsten Thore Ostafrikas aber, die Sansibar gegenüberliegenden Häfen, sind in unserer Hand. Der Aufstand der Küstenaraber wurde durch Major v. Wißmanns Energie und militärische Begabung niedergeschlagen, und mehr und mehr befestigt sich die deutsche Herrschaft an der Küste und den wichtigen Centralpunkten des Innern. Weshalb Deutschland in Ostafrika eingreifen mußte, erkennt man erst im Lichte der Frage, ob der Islam oder das Kreuz triumphieren soll in Afrika.

Und in dem mächtig emporstrebenden, ungeahnt schnell sich entwickelnden Südafrika erstarkt eine selbständige afrikanisch christliche Macht, die in diesem Kampfe für das Christentum ein Rückhalt werden wird, der in weiter Ausdehnung den Sieg ihm sichert. In dem christlichen Südafrika, dessen verschiedene Staatenbildungen von einer halben Million weißer und von fast ebensoviel eingebornen farbigen Christen bewohnt sind, sehen wir ein Gegenbild der mohammedanischen Macht, wie sie in Nordafrika dem Vordringen des Islam in das Innere einen Rückhalt bot. Nur ist die christliche Schöpfung im Süden jugendfrisch und lebenskräftig, während im Norden die mohammedanischen Staatenbildungen

geschwächt erscheinen, und neue Kraft von ihnen kaum noch ausgehen wird. Der Blick auf die Stellungen, welche die christlichen Mächte in Afrika eingenommen haben, zeigt uns ein Walten Gottes, das uns die Rettung der dunkelfarbigen Stämme Afrikas aus den Händen Mohammeds verbürgt.

Doch Islam und Christentum treten auf diesem Kampfplatz nicht nur in der Gestalt politischer Gewalten auf. Es sind geistige Mächte, die hier um die Herrschaft ringen, und dieser Umstand ist es, der dem Kampfe dieser Gewalten um die Negervölker Afrikas erst seine Bedeutung giebt. Die äußere Macht geht von Hand zu Hand auf Erden, ihre Träger wechseln, ohne daß von ihrem Thun das innere Leben der Völker in jedem Falle beeinflußt würde. Anders ist es mit den geistigen Potenzen, die das innerste Herz der Menschheit berühren und bewegen. Sie sind die eigentlich treibenden Kräfte bei der Entwicklung der Völker, die sie einer glücklichen, ja glänzenden Zukunft, oder aber dem Untergange früher oder später entgegenführen. Bei dem Kampf von Islam und Christentum um Afrika handelt es sich um den Kampf der beiden Hauptreligionen der Erde und damit um die durch den Sieg der einen oder der anderen Macht besiegelte Zukunft der afrikanischen Völker. Der Islam tritt als geistige Macht uns in dem Vordringen der mohammedanischen Völker, die durch ihn zusammengehalten und begeistert dem von ihm vorgesteckten Ziel zustreben, entgegen. Ja, man kann sagen, daß er mehr als irgend eine andere Religion es versteht, seinen einzelnen Anhänger zu seinem begeisterten Vertreter und zum Kämpfer für seine Ausbreitung zu machen. Jeder Mohammedaner tritt in einem gewissen Maße ein für seinen Glauben! Über welches Heer von Missionaren gebietet er aus diesem Grunde! Wenn auch unter den Anhängern, die er neu aus dem oder jenem Stamm erwirbt, viel halbe und laue Seelen sich finden, so muß man doch jeden wirklichen Araber oder direkten Abkömmling von Arabern, dem man in Afrika begegnet, sei er Beamter, Kaufmann, oder abenteuernder Händler im Innern als einen Parteigänger seines Propheten ansehen. Und unter den zehntausenden dieser Leute finden wir wieder hunderte und tausende, die durch die glücklich zurückgelegte Wallfahrt nach Mekka, das vom nördlichen und nordöstlichen Afrika aus ja leicht erreichbar ist, zu Hadjis geworden sind, deren Würde sie zur Ausbreitung ihres Glaubens besonders verpflichtet und befähigt. Am blauen Nil haben solche Pilger einen eignen Staat, die Republik Gallabat, gegründet, von der nach allen Seiten Kraft ausging zu Diensten Mohammeds.

Nordafrika ist in unserer Zeit der eigentliche Sitz mohammedanischer fanatisierter Glaubenskraft. In Kairo befindet sich die berühmte Koranschule El-Azher, deren Zöglinge im äquatorialen Afrika als Lehrer und Geistliche überall thätig sind. Und in der Libyschen Wüste hat der Orden der Snussi, ein mohammedanischer Jesuitenorden, seine Hauptsitze. Der Gründer dieses Ordens hieß Sidi Mohammed Snussi, der auf der Jupiter Ammon-Oase, jetzt Sinah genannt, sein Hauptkloster gründete. Er reformierte den Islam und hat unzählige Schüler in vielen Klöstern zerstreut; Die Zahl derer, die im weiteren Sinn dem Snussi-Orden angehören, soll 1½ Millionen betragen. Der Orden steht unter einem Ordensgeneral, dessen Würde erblich ist, er wird Khalifa genannt. Ihm sind die Untergebenen zu bedingungslosem Gehorsam verpflichtet. Die Ordensglieder leben streng asketisch, sie meiden selbst Kaffee und Tabak. Sie scheinen dem Satz zu huldigen: „Der Zweck heiligt die Mittel," Gift und Dolch werden als Waffen nicht verschmäht. Dabei gebietet er über reiche Mittel, über Landbesitz und Geld. Einflußreiche Stellen bringt er in die Hände von Ordensmitgliedern, durch Schulen sichert er sich seine Stellung beim aufkommenden Geschlecht, und hat es auf diese Weise in der kurzen Zeit eines Menschenalters erreicht, ganz Nordafrika und im Süden Bornu, Wadai und Sokoto in seine Gewalt zu bekommen. Auch Deutschland sollte in Ostafrika die Augen in bezug auf den Snussi-Orden offen haben.

In anbetracht der gewaltigen Mittel, über die der Islam verfügte und noch verfügt, muß man die Frage stellen, wie es gekommen ist, daß er nicht ganz Afrika schon längst unter seinen Einfluß, ja seine Herrschaft gebracht hat. Die Veranlagung der Neger ist für die Ausbreitung einer neuen höherstehenden Riligion entschieden günstig. Den Negern und Bantu-Negern genügt ihre animistische, spiritistische Religion nicht mehr, sie verlangen nach neuem. Sie verlangen auch nach einem gewissen Maß sonstiger Bildung, z. B. erlernen sie leicht und gern die Kunst des Lesens und des Schreibens. Da sollte man meinen, daß der Islam bei ihnen nur zu leichten Eingang finden sollte. Er steht, wie das afrikanische Heidentum im Grunde auch, auf dem Boden des Monotheismus. Er kommt dem Verlangen entgegen nach einem Mittler zwischen Gott und Menschen, das auch bei den Afrikanern erkennbar ist, indem er die Mittlerschaft seines Propheten anbietet. Er bringt ein Buch, als Quelle tieferer Erkenntnis. Dabei stellt er leichte Bedingungen für Erlangung des Heils, macht dem Fleische Konzessionen und verheißt als Lohn seinen Anhängern die Freuden eines Paradieses, wie es der Phantasie des Südländers entspricht. Seine An-

nahme führt an den Rand einer Welt, die dem armen Afrikaner wie ein Märchenzauber von Pracht und Glück erscheinen mag. Trotzdem sind zwölf Jahrhunderte vergangen, seit der Islam Eingang fand in Afrika, und er hat Afrika nicht erobert, obwohl er im Innern überall seine ganze Macht entfalten konnte, ohne daß dort, abgesehen von der neusten Zeit, christlicher Einfluß ihn in seinem Lauf gehindert hätte. Wir sehen die Ursache für diese merkwürdige Erscheinung in den Beziehungen, in denen bei den Mohammedanern die äußere Gewalt zum Islam und zur Ausbreitung des Islam steht. Beides steht und fällt miteinander, dringt miteinander vor und geht miteinander auch wieder zurück. Der Neger liebt die Fremdherrschaft nicht, wo er sie aber haßt und bekämpft, da haßt und bekämpft er auch den Glauben ihrer Vertreter. Den Vertretern des Islam aber stand ihr Vorteil, der Gewinn, den die Unterdrückung der Eingebornen bringt, höher als die Ausbreitung ihres Glaubens. Hätte man die Völker Afrikas durch die Macht geistiger Waffen unter gütigem Entgegenkommen zu Mohammedanern gemacht, so waren sie Glaubensgenossen, gleichberechtigte Brüder, die man nicht mehr berauben, zu Sklaven machen, oder als Sklaven zur Arbeit ausnutzen konnte. So hat der Islam unter den Negern sich nur langsam auf dem Wege eines länger andauernden Entwicklungs-Prozesses ausbreiten können. Das mohammedanische Küstenvolk der Ostküste, die Suaheli, ist dadurch entstanden, daß im Verlauf von etwa tausend Jahren sich mohammedanische Nachkommen von Sklaven der Araber zu einem Volk zusammenschlossen, welches sich sogar eine eigene mit arabischen Wörtern durchsetzte Sprache geschaffen hat. Weiter im Innern bei den Wanjamuesi und bei den zwischen dem Tanganyika und dem oberen Kongo sitzenden Manjuema, wie bei den südlich von Rovuma wohnenden Yao vollzieht sich ein ähnlicher Vorgang. Erst wurden diese Völker von arabischen Sklavenjägern gehetzt, dann erholten sich die Volksreste, schlossen sich als Helfer und Bundesgenossen ihren früheren Drängern an und kamen damit unter den geistigen Einfluß des Islam, den sie teilweis angenommen haben. Etwas schneller nahm ein Teil der Waganda den Islam an, weil ihm hier die religiöse Bewegung zu statten kam, die durch das Eingreifen der christlichen Mission das Volk ergriff. Im Westen ist die Entwicklung der mohammedanisch gewordenen Negerstämme eine ähnliche gewesen. Nur ist die Thatsache festzuhalten, daß auch die dem Namen nach mohammedanischen Sämme dem Islam nur, wie Rohlfs sagt, bis zu einem gewissen Grade huldigen.

Der geistigen Macht des Islam muß das Christentum als geistige

Macht entgegentreten. Da befindet sich nun das Christentum in einer Hinsicht in bestimmtem Nachteil. Wenn der Islam, wie wir vorhin sahen, von seinen Anhängern mehr oder weniger entschieden, ja in begeisterter Weise vertreten wird, sind auf unserer Seite Staatsmänner, Kriegsleute, Kaufleute und Reisende keineswegs immer Vertreter und Beförderer ihrer Religion. Nicht wenige der Genannten machen auch gar keinen Anspruch darauf, der Ausbreitung des Christentums in Afrika irgendwie dienen zu wollen; die Zumutung, dies thun zu sollen, weisen sie schroff zurück und wollen von Beobachtungen der Forderungen, die ihre Religion an sie stellt, nichts wissen, denn nicht wenige stehen innerlich dem Christentum feindlich gegenüber und machen gelegentlich aus dieser ihrer Stellung auch kein Hehl. Unter diesen Umständen ist das Eintreten von christlichen Missions-Berufsgenossenschaften in unserm Kampf von höchster Notwendigkeit und Bedeutung, und man sollte glauben, daß jeder, dem die Augen aufgegangen sind über die Gefahr, die Afrika von des Islam Seite droht, die Mission als Bundesgenossin auf diesem Felde willkommen heißen müßte. Nun ist es ja leider Zeitungsbrauch geworden, der von der römischen Kirche ausgehenden Mission Weihrauch zu streuen und ihr viel Gutes nachzusagen, die evangelische Mission dagegen als erfolglos und deshalb bedeutungslos zu verschreien. Wir stehen aber nicht an zu behaupten, daß in dem Kampfe zwischen Islam und Christentum in Afrika nur die evangelische Mission von wirklicher Bedeutung ist. Die römische Kirche steht machtlos vor der Burg des Mohammedanismus. Sie findet bei Mohammedanern keinen Eingang. Ihr Bilderdienst ist für einen Bekenner des Islam das Sündhafteste und Hassenswerteste, er erscheint ihm als Fetischismus. Rom liegt vor den Thoren Nordafrikas, es ist ihm aber nicht gelungen seinen Glauben dorthin zurückzuverpflanzen. Frankreich und Spanien kolonisieren Nordafrika, aber selbst in den Gebieten, die hier den römischen Mächten politisch unterthan sind, hören wir nichts von erfolgreicher römischer Mission. Bei Bagamojo in Deutsch-Ostafrika ist die vielgepriesene römische Missionsplantage, aber obwohl sie vor dreißig Jahren gegründet ist haben die Patres eine Missionsthätigkeit unter der mohammedanischen Küstenbevölkerung nicht einmal versucht. Die Römer bekennen dies ihr Unvermögen auch ungescheut. Kardinal Lavigerie schrieb 1885 an den Generalvorstand des Xaverius-Vereins zu Lyon: „Ich habe mich öffentlich darüber erklärt, eine unter den Muselmännern unternommene Mission, so wie man sie unter den andern Ungläubigen unternehmen würde, kann für die, welche dabei beteiligt sind, nur unheilvoll sein.“

Von direkter Einwirkung der römischen Kirche auf die Macht des Islam in Afrika dürfen wir also nichts erwarten, ja ich füge hinzu, auch nicht in bezug auf Bewahrung bedrohter Negerstämme. Die römische Mission hat bisher nur geringe Erfolge außerhalb der Mauern ihrer Anstalten in Afrika erzielt. Sie hat 450 Jahre Zeit gehabt an den Völkern Afrikas zu missionieren und hat nennenswerte Erfolge nicht errungen. Was einst am Kongo und Sambesi scheinbar erreicht wurde, ist längst wieder vom Heidentum überwuchert. Sie hat auf Einverleibung in die Kirche, auf kirchliche Gewöhnung das Hauptgewicht gelegt, Quellen in der afrikanischen Wildnis hat sie nicht gegraben, aus denen selbständig befruchtendes Wasser sich ergießt. Eine Ausnahme macht auch hier Uganda, wo die römischen Missionare die religiöse Bewegung die durch das Eintreten der protestantischen Mission entstanden war, sich klug zu nutze machten. Es ist aber bezeichnend, daß der katholische Missionsbischof sich hier entschließen mußte, eine Übersetzung des Neuen Testaments seinen farbigen Gemeindegliedern in die Hand zu geben.

Unendlich erfolgreicher ist in Afrika bisher die evangelische Mission gewesen, unendlich wichtiger wird sie auch für die Zukunft Afrikas sein, unendlich wichtiger ist sie auch für unseren Kampf. Südafrika ist durch ihre Arbeit für den Mohammedanismus verloren bis zum Sambesi hin. Die mohammedanisch-malaischen Häuflein in Kapstadt und anderwärts vergrößern sich nicht, sie gleichen festbegrenzten Enklaven.

Im tropischen Innerafrika, am Kongo und an der Ostküste arbeitet die evangelische Mission erst kurze Zeit, aber doch hat sie durch ihr rechtzeitiges Eingreifen bewirkt, daß Uganda ein zumeist christliches Land geworden ist und daß am Kongo, wie am Gabun und Kamerun, die mohammedanische Mission, wenn sie sich einmal bis hieher ausdehnt, überall christliche Gemeinden finden wird. Vom Nigerdelta an der Westküste hinauf finden wir unter der Küstenbevölkerung mehr als 100000 evangelische Christen zerstreut. Viel Ungünstiges wird über diese Christen berichtet, besonders über die von Sierra Leone und Liberia. Hier haben wir es mit Haufen befreiter Sklaven zu thun, oder mit Schwarzen, die von Amerika herüberkommen. Das sind ja freilich Elemente, die nur zu leicht zum Proletariat werden. Der Neger, der vom Boden seines Volkstums losgerissen wird, verfällt leicht der Sittenlosigkeit, weil er kein anderes Gesetz als das seiner Volkssitte bis dahin kannte. Und weiter übt hier der in entsetzlicher Menge von Europa und Amerika importierte Branntwein seit langer Zeit seine entsittlichende Wirkung aus. Trotz alledem hat das hier von der evangelischen Mission gepflanzte Christen-

tum mit dazu gewirkt, daß ein breiter Küstensaum vom Vordringen des Mohammedanismus fast unberührt geblieben ist, und am Niger und Benue verbreiten sich christliche Anschauungen auch in Gebieten, die der Islam bereits als eroberte Gebiete ansah.

Unter vielen Neger- und Bantu-Neger-Völkern ist das Christentum bereits eine Macht geworden. In 67 Sprachen dieser Völker sind Teile der heiligen Schrift übersetzt. Schließen wir das Gebiet der Mischlinge in Südafrika mit ein, so finden wir etwa 650 evangelische Missionare auf 600 Missionsstationen bis ins Innere, bis an die Grenzen des Sudans hin zerstreut. Etwa 100 eingeborne Geistliche stehen ihnen zur Seite. Die gesammelten Gemeinden zählen ca. 550000 Seelen, und täglich besuchen über 100000 Kinder unsere Schulen.[1]) Auch die evangelischen Missionen in Nordafrika, von Ägypten bis Marokko begrüßen wir als Bundesgenossen in diesem Kampf. Daß ihre Arbeit nicht ganz erfolglos ist, scheint aus der Thatsache hervorzugehen, daß man sie in Algier bereits mit Ausweisung bedroht. Sie greifen weit hinter der Front den Feind der Afrikaner im Rücken an.

Denn für uns ist der Islam ein Feind der Afrikaner, obwohl es nicht an Stimmen fehlt, die den Islam zum Wohlthäter von Afrika machen möchten. Daß er darauf aus ist Afrika zu erobern, ganz unter seine Gewalt zu bringen, darin sehen solche Bewunderer des Islam keinen Makel, suchen dort doch auch christliche Mächte ihr Machtbereich auf dem Wege der Gewalt zu erweitern. Der Hinweis auf die Greuel der Sklavenkriege wird zurückgewiesen, weil auch die afrikanischen Heiden gewohnt sind mörderische Kriege zu führen, und weil nach erfolgter Okkupation durch Mohammedaner die Länder wieder ruhig werden. Man spricht dem Afrikaner die Gleichberechtigung ab und sieht ihn deshalb auch gern gebeugt und gefesselt durch die Faust des Mohammedanismus. Wir geben zu, daß der Islam hie und da die Menschenfresserei und groben Fetischdienst eingeschränkt oder gar beseitigt hat und geben zu, daß die mohammedanischen Stämme im Nigergebiet sich einer höheren wirtschaftlichen und intellektuellen Kultur erfreuen, als die angrenzenden Heidenstämme, vielleicht selbst als manche christianisierte Küstenleute. Aber diese Kultur können wir nicht allein aus dem dort herrschenden Islam herleiten. Im Innern Afrikas findet auch anderwärts sich ein kräftigeres Volksleben, als an den Küsten, findet sich ein verhältnismäßig hochstehender Ackerbau, von dem der Küsteneger mehr abgezogen wird, weil er sich leicht mit dem aus dem beliebten Handel fließenden Verdienst

[1]) Ich bemerke ausdrücklich, daß bei dieser Aufstellung Madagaskar unberücksichtigt geblieben ist.

begnügt, findet sich oft blühende Viehzucht, die den Reisenden wohlthuend anmutet, während an den Küsten Rindvieh nur ausnahmsweise gedeiht. Im mohammedanischen Teile des Sudan gedeiht auch das Pferd und Kamel, und geben dort dem Verkehrs- und Volksleben einen civilisierten Anstrich. Im Küstengebiet fehlen diese wertvollen Lasttiere, sie halten dort das Klima nicht aus. Besonders fällt auch der Umstand ins Gewicht, daß die mohammedanischen Völker hier die Siegreichen, Besitzenden sind, unter denen sich eine gewisse Kultur entwickeln konnte, weil sie seit längerer Zeit sich der politischen Ruhe erfreuen. Man muß dem Islam sogar nachrühmen, daß er im Gegensatz zum Christentum den Schwarzen nicht in Gefahr bringt, ein Branntweintrinker zu werden, und daß er seine Bekenner verpflichtet, den Afrikaner, der sich zu ihm bekehrt, als social-gleichberechtigt anzuerkennen, allein um so entschiedener muß festgehalten werden, daß der Islam den Afrikaner nicht geistig hebt, sondern manche heidnischen Sitten und Schäden des afrikanischen Volkslebens erst recht vertieft und befestigt. Er befreit den Afrikaner nicht von dem Aberglauben, der ihn am freien Denken hindert. Der mohammedanische Neger bleibt in seinem rohen Geisterglauben befangen. Die Zahl der Amulette ist bei ihm vermehrt durch solche, die bei den Arabern im Ansehen stehen. Die Marabuts im Innern sind nicht viel anderes als heidnische Zauberer. Der Islam verdrängt auch nicht und beschränkt auch nicht die Vielweiberei, die dem afrikanischen Mann es ermöglicht, ohne Arbeit behaglich zu leben, so daß sie es verschuldet, daß die Afrikaner nicht lernen wollen, die ihnen von Gott gegebenen Kräfte weiter zu entwickeln. Der Islam giebt dem Afrikaner nicht eine Familie, für die er in Liebe zu sorgen hätte, er bleibt der Herr der Häuptling der Seinen, wird nicht ihr Vater. Er erlöst ihn auch nicht von dem Pessimismus und bringt seinem für Liebe empfänglichen Gemüt nicht die Botschaft von der Liebe Gottes. Er mildert nicht die schreckliche blutige Despotie der afrikanischen Despoten; die Greuel, die Pater Ohrwalder im Lager des Mahdi schauen mußte, sind denen gleich oder übertreffen noch die, welche an den Centren afrikanischen Heidentums geübt werden. Sklavenhandel und Sklavenbesitz aber hat der Araber in Afrika eingeführt und verbreitet. Wo er herrscht, werden diese Einrichtungen niemals schwinden. Die Islam erzieht den Neger zur Lüge, zur Heuchelei, zur Grausamkeit, zu einer unersättlichen Ausbeutungs- und Ausrottungslust Andersgläubigen gegenüber. Wenn neuerdings manche Stimmen sich zu Gunsten der Einflüsse erhoben haben, die der Islam auf die Afrikaner ausübt, so sind sie fast alle auf eine Quelle, den römischen Gouverneur von Sierra Leone, Sir Pope Hennessy, zurückzuführen, und Männer, deren Namen vom besten

Klange sind, Rohlfs, Schweinfurt, Nachtigall, stehen auf unserer Seite. Ganz besonders sehen wir die Bedeutung des Majors von Wißmann darin, daß er ein unversöhnlicher Gegner des Islam und der Herrschaft seiner Träger ist, die er als eine Pest für Afrika bezeichnet.

Eins aber sollte allen klar sein, es gilt kein Besinnen mehr, der Speer ist geworfen, der Krieg ist entbrannt. Der Islam kennt nur zwei Welten, die Welt seines Glaubens und die Welt des Krieges. Nach Afrika hatte er seine Hände ausgestreckt. Europa ist ihm in den Arm gefallen, von den 30 Millionen □-Kilometern afrikanischer Bodenfläche hat die Christenheit zwei Dritteile mit Beschlag belegt, das war eine Kriegserklärung gegen die mohammedanischen Staaten und Gewalthaber, die vor uns dort ihre Macht entfaltet hatten. Die Gründung des Kongostaates war eine Kriegserklärung gegen die Araber in Nyangwe, damit daß Deutschland das Ostufer des Tanganyika als seine Interessen-Sphäre bezeichnet, erklärt es dem dortigen mohammedanischen Herrscher Rumalisa den Krieg, und wenn es neuerdings des Tsadsees Südufer in seinen Bereich zieht, erklärt es den südlich von diesem See gelegenen Sultanaten den Krieg. Man kann diese Thatsache verschweigen oder bemänteln, aber kann sie nicht aus der Welt schaffen. Diese Kriegserklärungen mehren sich. Die politischen Mächte können nicht mehr zurück, sie bereiten den geistigen Gewalten die Arena, wo sie den Kampf dann weiterführen werden, bis eine der andern das Feld geräumt hat.

Welche Aussicht in die Zukunft bietet unser Kampf? Es fehlt nicht an Stimmen, die da vorhersagen, daß in hundert Jahren die Völker Afrikas mohammedanisch sein werden. Es wäre schlimm, wenn diese Rede Wahrheit wäre, wenn die Neger- und Bantustämme sollten abgeschlossen werden von der Kulturbewegung der christlichen Welt, wenn sie dazu verurteilt wären, zu versteinern in Fanatismus und dem Pessimismus des Aberglaubens, wenn ihre wilde Naturkraft den Zwecken des mohammedanischen Fanatismus dienstbar würde. Damit wären die Hoffnungen Europas für Afrika, die gerade in unserer Zeit so lebendig geworden sind, zu Grabe getragen. Die Opfer, welche die weltlichen Mächte und die christlichen Missionen gebracht haben, um die Erfolge zu erringen, die wir zu verzeichnen haben, wären ohne weitere Frucht gewesen. Die christlichen Kolonien in Afrika wären Trümmerhaufen. Ja, eine afrikanische Völkerwelt, die sich um die Fahne Mohammeds geschart hat, die von einem Gedanken beherrscht, einem Ziel, der weiteren Ausbreitung des Islams, nachtrachtet, könnte, ja müßte eine Gefahr werden für das christliche Europa, dem es so nahe liegt. Aber wir glauben nicht an den Sieg des Islam in diesen Ländern. Jenem Wort von seinem Siege

stellen wir das Wort entgegen: In hundert Jahren werden die Negervölker christlich sein, wenn anders die Christenheit die ihr zugewiesene Pflicht erfüllt. Zu solcher Hoffnung ermutigt uns die Fürsorge, welche Gottes Vorsehung so sichtlich Afrika in den letzten Jahrzehnten hat angedeihen lassen, ermutigt uns der Glaube an die Macht der Wahrheit, an die Macht des Evangeliums, wie sie in den Erfolgen christlicher Mission auf diesem Felde uns entgegentritt. Hinter den Vorposten der christlichen Macht und christlichen Wahrheit steht die christliche Welt, der Gott in unserer Zeit die Macht über die Länder und Völker der Erde mehr und mehr in die Hände giebt; hinter den Vorposten des Islam stehen greisenhafte mohammedanische Staatengebilde, steht die mohammedanische Völkerwelt, deren Glaube an die Wahrheit ihrer Lehre mit dem Schwinden ihrer äußeren Machtstellung mehr und mehr erschüttert werden muß. Mögen die christlichen Mächte das Schwert gebrauchen, wo es ihnen der Gegner aus der Scheide zwingt, mögen sie aber nicht versäumen, die Werke des Friedens zu fördern, damit gegenseitiger Verkehr, Austausch von den Erzeugnissen der Länder und geistiger Güter die Völker Afrikas untereinander verbinde und den Bekennern Mohammeds ein Feld anweise, auf dem sie ihre Energie zum Wohl des Landes und zu ihrem eigenen Nutzen bethätigen können. Durch Eröffnung von Verkehrswegen, durch Beschaffung von Verkehrsmitteln, durch Erbauen von Straßen und Brücken kann man unendlich mehr zur Lösung der afrikanischen Frage beitragen, als durch Aussendung von bewaffneten Expeditionen, auch wenn diese den Namen tragen von Antisklaverei-Expeditionen. Vor allem müssen die Europäer darauf bedacht sein, die Eingebornen Afrikas zu gewinnen; sie können es, wenn sie ihnen Sicherheit schaffen für Leben und Eigentum, denn nach dieser Wohlthat, nach Frieden seufzt das arme Afrika. Von den europäischen Mächten wird die den meisten Einfluß in Afrika erringen, die es versteht, den Afrikanern die Wohlthaten christlicher Civilisation zu vermitteln, ohne ihnen ihr Land und ihre persönliche Freiheit zu rauben. Ein edler Wettstreit für das Wohl Afrikas möge entbrennen unter den christlichen Völkern, die ihre Interessensphären hier gegeneinander abgegrenzt haben. Auf ihrem Zusammenwirken mit der christlichen Mission gegen den gemeinsamen Feind beruht unsere Hoffnung, daß die Neger nicht ein Raub des Islam werden sollen. Viktor Hugo hat den Ausspruch gethan: Das kommende Jahrhundert wird aus dem Afrikaner einen Menschen machen. Wenn die Christenheit ihre Pflicht gegen Afrika erfüllt, wird dieser Mensch kein Mohammedaner sein, sondern ein Christ!

Druck von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Von Missions-Superintendent **A. Merensky** ist ferner erschienen resp. z. Z. in Druck:

Deutsche Arbeit am Njaßa
(Deutsch-Ostafrika).

ca. 25 Bogen mit zahlreichen Illustrationen.
Preis eleg. geb. ca. 4,50 M.
(Berlin. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft.)

Erinnerungen aus dem

Missionsleben in Südost-Afrika 1859–1882.

31 Bogen mit 20 Abbildungen und einer Karte.
Preis eleg. geb. 7 M.
(Bielefeld. Velhagen & Klasing.)

Soll die christliche Missionsthätigkeit einen nationalen oder internationalen Charakter tragen?

Preis 20 Pf.
(Berlin. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft.)

Was lehren uns die Erfahrungen, welche andere Völker
bei

Kolonisationsversuchen in Afrika

gemacht haben?
Preis 60 Pf.
(Berlin. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft.)

Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagen-Arbeit?

Preisgekrönt von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft.
Preis 50 Pf.
(Berlin. Hermann Walther.)

Im Kommissionsverlage der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin, erscheint die Monatsschrift:

Afrika.

Herausgegeben unter Mitwirkung von Sup. **Merensky** und **D. Grundemann** vom
Evangelischen Afrika-Verein zu Berlin.
Preis jährlich (12 Nummern) 2 M.

Bestellungen auf vorstehende Bücher ꝛc. nimmt jede Sortiments-Buchhdlg. entgegen.

Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft.
Verlag und Sortiment.
Berlin NO. 43, Friedenstraße 9.

Verlag der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft
Berlin NO. 43, Friedenstraße 9.

Kurze Geschichte der Berliner Mission

in

Süd- und Ost-Afrika

von **D. Ed. Kratzenstein,** Missions-Inspektor.

4. verm. Aufl., fortgeführt bis Ende 1892.

In Leinwandband 3,60 M.

Ein vortreffliches Buch, das sich bei aller Fülle von lebendigen Einzelzügen und ergreifenden und erbaulichen Geschichten zugleich durch kurze, klare Darstellung auszeichnet. Der Missionsfreund 1894, Nr. 2.

Evangelische Mission im Ajaßa-Lande

mit 8 Bildern und 2 Karten

von **Jul. Richter,** Pfarrer in Rheinsberg (Mark).

In Leinwandband 2,50 M.

Die **Allgemeine Konservative Monatsschrift** nennt das Buch „eine Musterleistung systematischer Schilderung" und schreibt darüber ferner: „Der Verfasser hat durch eingehende Studien den Stoff in sich aufgenommen, daß er ihn wirklich beherrscht und darum deutlich, mit richtiger Hervorhebung der Hauptpunkte und angemessener Gruppierung vieler anschaulicher Einzelheiten erzählen kann. Eine sehr gute und genaue Karte ist beigegeben."

Die in obigem Buch enthaltene

Karte vom Ajaßagebiet

ist auch apart zu haben. **Preis 30 Pf.**

Wilhelm Posselt, der Kaffernmissionar.

Ein Lebensbild aus der südafrikanischen Mission,

von dem Missionar selbst beschrieben und nach seinen Berichten ergänzt, fortgeführt und zum Besten der Hinterbliebenen herausgegeben von Konsistorialrat **Pfitzner** und Missionsdirektor **D. Wangemann.**

Zweite Auflage.

Preis 1,75 M., geb. 2,25 M.

Pastor **D. Warneck** sagt hierüber in der **Allgemeinen Missionszeitschrift:** Diese originelle Selbstbiographie hätte eigentlich schon die 10. Aufl. erlebt haben müssen, sie hats aber erst zur zweiten gebracht, ein Zeichen, daß auch gute Missionslitteratur nur langsam sich verbreitet. Wer das Buch noch nicht hat, kaufe es sich, das Geld wird niemand gereuen.

Das **Hannoversche Missionsblatt** schließt eine Besprechung mit den Worten: Das Buch eignet sich, **wie wenig andere,** zu Geschenken für alt und jung, zum Vorlesen in der Familie und in Missionsvereinen, sowie zur Anschaffung für Vereins- und Volksbibliotheken.